

■ Ost-West-Bildungsdialog in der Pflege:

# „Entscheidend sind die Köpfe“

Auch 13 Jahre nach der Wiedervereinigung besteht in der Ausbildung und Praxis der Gesundheits- und Pflegeberufe in Ost- und Westdeutschland noch eine deutliche Kluft. Doch bei allen Unterschieden gibt es auch ein gemeinsames Ziel: die Weiterentwicklung der Gesundheits- und Pflegeberufe. Auf dem Weg dorthin können die Unterschiede auch Quelle für Synergien sein. Um diese zu erkennen und zu nutzen, haben der Berufs-

verband der Lehrerinnen und Lehrer an beruflichen Schulen und der Bundesausschuss der Lehrerinnen und Lehrer für Pflegeberufe einen „Ost-West-Bildungsdialog“ initiiert (Kasten). Parallel dazu haben die beiden Fachmagazine „Pflegezeitschrift“ und „Heilberufe“ die Idee des Dialoges aufgegriffen. Dort berichten in dieser und der nächsten Ausgabe Experten der Pflege und Pflegebildung über ihre Erfahrungen, die sie als „Grenzgänger“ zwischen Ost und West gesammelt haben. Wie sehr ihre Berufsbiografien oft mit der „großen Geschichte“ verknüpft sind, davon zeugt beispielhaft die „Geschichte“ von Ursula Oelßner, Direktorin der Krankenpflegeschule am Stuttgarter Robert-Bosch-Krankenhaus. Katrin Balzer sprach mit ihr über ihre berufliche Laufbahn.



Wo und wann begann Ihr beruflicher Weg in der Pflege?

**Ursula Oelßner:** Er begann 1983 am Sophienhaus in Weimar, wo ich an einer konfessionellen Schule eine Krankenpflegeausbildung aufnahm. Ursprünglich komme ich aus Fürstenwalde im Land Brandenburg. Da ich aber als Pfarrerstochter zu denen gehörte, die kein Abitur machen durften, entschied ich mich für diese Ausbildung und blieb im kirchlichen Raum. Das Sophienhaus in Weimar ist, geschichtlich gesehen, ein interessantes Haus, weil die Schule dort die erste staatlich anerkannte Pflegeschule war, die 1906 in Deutschland nach dem neuen Krankenpflegegesetz ausbildete. Die Pflegeausbildung an kirchlichen Häusern in der DDR dauerte vier Jahre. Nach einem pflegerischen Vorjahr wurden wir an der Medizinischen Fachschule in Weimar als Fernstudenten immatrikuliert, haben aber unsere Ausbildung praktisch im Sophienhaus gemacht. Danach habe ich dort in einer chirurgischen Station gearbeitet, bin dann aber ziemlich schnell als Mentorin tätig gewesen und nach einem Jahr schon als Lehrkraft in die Schule gegangen. Das war 1988.

Ein sehr schneller Übergang ...

**Ursula Oelßner:** Man wächst da herein und es war ja auch schon vorher mein Traum. Ich habe dann ziemlich schnell einen Kurs übernommen. Dennoch wollte ich immer eine entsprechende Qualifikation erwerben und Medizinpädagogik studieren. Aber das war problematisch, weil man sich nicht direkt an der Humboldt-Universität um einen Studienplatz bewerben konnte. Man musste delegiert werden und das Studium war auch nur berufs begleitend möglich. Es gab 15 konfessionelle Häuser in der DDR und ich hätte somit bis zum Jahre 2004 warten müssen. Aber dann gab es eine schöne Geschichte: Unter den kirchlichen Häusern bestanden sehr enge Kontakte und man kannte sich gut. Im Jahr 1989 ergab es sich dann, dass jemand aus Stendal, der eigentlich mit dem Studium dran gewesen wäre, im Westen geblieben war. Plötzlich war ein Studienplatz frei und es wurde jemand gesucht, der innerhalb der nächsten Woche umziehen könnte, um in Stendal zu arbeiten und den Studienplatz in Berlin zu übernehmen.

Und so sind Sie nach Stendal gegangen?

**Ursula Oelßner:** Ja, das ging alles sehr schnell. Der Abschied von Weimar fiel mir nicht leicht. Zum einen war ich eng in die Schwesternschaft des Sophienhauses eingebunden, zum anderen haben mich die politischen Aktivitäten und Möglichkeiten im kirchlichen Raum mitgerissen. Es war damals eine unglaublich „knisternde“ Stimmung, keiner wusste, wo das alles hingeht. In Stendal war es diesbezüglich ruhiger. Vom politischen Umbruch war hier weniger zu spüren als in Weimar. Gemeinsam mit einem weiteren Lehrer managten wir dort zu zweit eine Pflegeschule mit 60 Auszubildenden. Mir ist heute noch unklar, wie uns das gelang. Wir beide studierten ja auch berufs begleitend in Berlin.

Mitten in der Wendezeit ...

**Ursula Oelßner:** Ja. Ich habe die gesamte Wendezeit in Berlin mitbekommen, zwar immer nur berufs begleitend, aber immerhin. Es war sehr beeindruckend, was sich während dieser Zeit abgespielt hat, auch im Studiengang. Der war natürlich vorher stark ideologisch gefärbt

gewesen, wie alle pädagogischen Studiengänge. Von den ungefähr 40 Studierenden meines Jahrganges waren es mit mir vielleicht eine Hand voll, die politisch anders dachten. Wir wurden von den anderen noch mit Agitation bedrängt. Aber durch die Wende hatte ich dann die für mich einmalige Chance, ins Präsenzstudium zu wechseln. Die Veranstaltungen an der Humboldt-Universität wurden geöffnet, so dass man auch an Vorlesungen oder Seminaren der Theologen, Soziologen oder anderer Fachbereiche teilnehmen konnte. Jetzt konnte ich richtig „studieren“. Das hat mir persönlich sehr gut getan und mir auch viel Spaß gemacht. Ich konnte auch vieles mitgestalten bei der Reform des Studienganges.

*Was kam nach dem Studium?*

**Ursula Oelßner:** 1993 habe ich mein Studium beendet. Danach wollte ich mit den neuen Erkenntnissen noch einmal richtig Basiserfahrung sammeln und habe dann in Berlin an der Schule im Jüdischen Krankenhaus gearbeitet. Das war eine sehr schöne Erfahrung, zugleich aber auch ein sehr wichtiger Einschnitt. Ich hatte mich eine Weile um Westdeutschland gedrückt. Auf der einen Seite fand ich die Wiedervereinigung zwar gut, dennoch gehörte ich wohl eher zu den Skeptikern.

*Warum?*

**Ursula Oelßner:** Weil ich dachte, dass alles viel zu schnell geht. So schnell kann der Mensch die Dinge überhaupt nicht nachvollziehen. Ich hätte eher den dritten Weg bevorzugt: nicht alles sofort zusammenzuwerfen, sondern die Menschen zueinander finden und auch die politischen Systeme zusammenwachsen zu lassen. Aber beide Seiten haben aus meiner Sicht dafür gesorgt, dass es so schnell gegangen ist.

Was meine Beziehung zum Westen betrifft, so hatte ich auch großen Respekt, ob ich dem so gewachsen bin. Ein Schüler aus Stendal, der inzwischen nach Berlin ans Jüdische Krankenhaus gewechselt war, empfahl mir dann eines Tages, doch ein Praktikum an der Pflegeschule des Jüdischen Krankenhauses zu machen. Er war von der Schule sehr begeistert. Und dann bin ich eines Tages in die U-Bahn gestiegen und in den Wedding gefahren ...

*... um sich das Krankenhaus anzuschauen. Oder gab es bereits auch schon Gespräche?*

**Ursula Oelßner:** Nein, ich habe es mir zunächst nur angeschaut. Später kam es dann zu einem Gespräch mit dem Schulleiter und das war wirklich eine ganz positive Erfahrung. In der Schule dort arbeiteten damals uralte eingesessene Berliner mit einem ganz ausgeprägten demokratischen Verständnis, das sie auch in der Schule gelebt haben. Das war für mich wie eine neue Welt. Zwar hatte ich auch ein Elternhaus, das mich sehr liberal und demokratisch erzogen hat, aber dieses Prinzip als Form von Schule war für mich neu und genau das, was ich mir immer erträumt hatte. Hier habe ich viel gelernt: zum einen, was den Umgang mit Schülern, was Demokratie in einer Schule angeht, zum anderen, was das Pflegeverständnis betrifft.

Zunächst habe ich mein Studium mit einer Tätigkeit in der Hauskrankenpflege finanziert, später arbeitete ich als Ex-

trawache im Jüdischen Krankenhaus. Die Pflegenden, die ich hier kennen lernte, beeindruckten mich: Ihr Umgang mit den Patienten unterschied sich so völlig von dem, was ich bis dahin gelernt und erfahren hatte. Der Patient stand einfach immer im Mittelpunkt. Ich weiß noch, wie ich dachte: Betten machen und waschen hast Du ja einmal super gelernt, da bist du routiniert. Und auf einmal hatte ich eine Stationschwester, die zu mir sagte: „Aber eines kann ich Dir gleich sagen: Wie das Bett hier aussieht, ist mir ziemlich egal, mir geht es um den Menschen darin.“ Sie hatte ein Pflegeverständnis, das mich damals sehr beeindruckt hat. Inzwischen weiß ich, dass es so etwas auch heute nicht überall gibt. Doch damals sah ich es anders. Denn ich kannte einen anderen Pflegealltag: Wenn mal irgendwie Zeit war, wurden zwar die Schränke wie verrückt geputzt, aber die Frage, ob die Menschen richtig liegen, ob sie vielleicht Bewegungsübungen oder ein Gespräch benötigen –

Anzeige

also das, was Kompetenz und Kreativität in der Pflege ausmacht –, kam häufig zu kurz, so jedenfalls meine Erfahrung. Konzepte in der Pflege, wie wir sie heute zum Beispiel in Form von Kinästhetik oder Bobath kennen, gab es in der DDR nicht. Ich denke, das lag an einem Berufsverständnis, das sehr stark medizinorientiert war: Pflege als Assistenz des Arztes. Auf der anderen Seite fand ich das Selbstverständnis der Pflegenden, ihre Kooperation mit den Ärzten und die hohe medizinische Fachkompetenz auch positiv. Ich halte medizinische Fachkompetenz in den Pflegeberufen für sehr wichtig, sie darf nur nicht das Einzige sein.

*Wie war es, als frisch gebackene Diplom-Medizinpädagogin an der „Basis“ zu unterrichten?*

**Ursula Oelßner:** Ich habe am Jüdischen Krankenhaus sehr viel Erfahrung sammeln können. Ich begleitete einen Kurs und hatte die Möglichkeit, viele Dinge auszuprobieren. Das Besondere an dieser Schule war auch, dass dort eine große Offenheit für Innovationen herrschte. Wir waren ein Team, das sich gegenseitig befruchtet hat, und es bestand ein enger Kontakt zur Humboldt-Universität, von der immer wieder Praktikanten kamen. Am Institut (für Medizin- und Pflegepädagogik) arbeitete ich später nebenberuflich als Lehrbeauftragte für Fachdidaktik. Eine schöne Verbindung für mich: einerseits die Arbeit mit Studenten, auf der anderen Seite meine Tätigkeit in der Grundausbildung an einer demokratischen Schule, die sich auch immer wieder kritisch gefragt hat, wo sie mit ihrem Pflegeverständnis und ihrem pädagogischen Verständnis steht. Wir haben natürlich auch viel über Pflegewissenschaft diskutiert, Kurse besucht und auch immer wieder Inputs von den Praktikanten erhalten.

*Wie lange waren Sie am Jüdischen Krankenhaus?*

**Ursula Oelßner:** Bis 1996. Ich hatte schon lange die Anzeige vom Stuttgarter Robert-Bosch-Krankenhaus mit mir herumgetragen, wollte aber eigentlich nie nach Süddeutschland gehen. Ich habe sehr gerne in Berlin gelebt, aber zugleich gespürt, dass wir in der Schule am Jüdischen Krankenhaus an unsere Grenzen gekommen waren. Die Schule war mit ungefähr 60 Schülern eher klein und wurde aufgrund der organisatorischen Anbindung der Schule an das Krankenhausedirektorium ziemlich reglementiert. Und nach dem Studium nach Kr. VII bezahlt zu werden, im Wesentlichen mit administrativen Aufgaben beschäftigt zu sein, da es zum Beispiel kein Sekretariat gab, entsprach auch nicht meinen Erwartungen. Das waren also die Schattenseiten, bei denen ich dachte, dass es das nicht ewig sein kann. Dafür hatte ich mir meinen Weg zu hart erarbeitet. Und da ich wusste, dass sich auch nicht viel ändern wird, suchte ich unbewusst vielleicht doch nach etwas anderem.

Einen wichtigen Antrieb, mich um die Stelle in Stuttgart zu bewerben, brachte dann aber eine Studentin, die aus dem Robert-Bosch-Krankenhaus kam. Als wir in einer Fachdidaktik-Vorlesung wieder einmal über Strukturprobleme in Pflegeschulen diskutierten, habe ich das so ganz kritisch dargestellt, woraufhin sich die besagte Studentin meldete und sagte: „In Stuttgart ist das aber alles ganz anders. Im Robert-Bosch-Krankenhaus ist die Schulleitung direkt dem Geschäftsführer unterstellt, nicht dem Pflegedirektor und nicht dem Direktorium. Außerdem ist die Robert Bosch Stiftung Trägerin des Krankenhauses.“ Die Robert Bosch Stiftung war mir als besondere Förderin der Pflege bekannt. Ausbildung hat in diesem Krankenhaus also einen hohen

Stellenwert und lässt sich so gestalten, wie es zeitgemäß und richtig ist. Ich dachte, das gibt es ja gar nicht, das klingt ja wie im Märchen.

Es gab aber noch einen anderen wichtigen Punkt, der zu meiner Bewerbung beitrug. Denn das Wort „Robert-Bosch-Krankenhaus“ hatte ich tatsächlich schon einmal gehört in meinem Leben. Und zwar war die Herrenberger Schwesternschaft die Partnerschwernerschaft des Sophienhauses in Weimar. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie die Schwestern jedes Jahr, als ich dort Auszubildende war, mit großen Apfelsinenpaketen und Schokolade kamen und wie sich ihre Oberin mit uns Schülerinnen zusammensetzte und sich über unsere Probleme unterhielt. Sie hatte auch Prospekte vom Robert-Bosch-Krankenhaus dabei, denn dort waren ihre Schwestern eingesetzt. Wir Schülerinnen saßen also da, schauten die Glanzbroschüren an und dachten: Ehrlich? Da muss man keine Zimmer wischen, es gibt eine zentrale Rufanlage, die haben ein Tablettensystem und müssen keine Brote schmieren – na die müssen ja eine tolle Pflegequalität haben. Wenn wir solche Rahmenbedingungen hätten ...

Das waren meine Erinnerungen beim Wort „Robert-Bosch-Krankenhaus“ und so war ich gespannt, dieses einmal kennen zu lernen. Ich habe mich dann beworben, einfach so, und siehe da: Nach einem ziemlich harten Auswahlverfahren habe ich 1996 hier angefangen. Für mich schloss sich damit auch eine Art Kreis.

### Von Unterschieden profitieren – Gemeinsamkeiten entwickeln

Die Schulen für Gesundheits- und Pflegeberufe in Ost und West unterscheiden sich nach wie vor hinsichtlich ihrer Angebote und Größe sowie ihres Selbstverständnisses. Ist die universitäre Lehrerbildung in den neuen Bundesländern seit langem Standard, werden Pflegepädagogen im Westen vorrangig an Fachhochschulen und Weiterbildungsstätten ausgebildet. Reformierte Berufszulassungsgesetze und gravierende Veränderungen im Gesundheits- und Sozialwesen stellen neue Anforderungen an die Bildung in den Pflegeberufen. Vor diesem Hintergrund hat sich in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband der Lehrerinnen und Lehrer an beruflichen Schulen (BLBS) und dem Bundesausschuss der Lehrerinnen und Lehrer für Pflegeberufe ein Expertenkreis gebildet. Dieser hat sich zum Ziel gesetzt, den Dialog zwischen Lehrenden und Experten des Berufsfeldes Gesundheit und Pflege aus Ost und West zu fördern. Er wird darin unterstützt von der Robert Bosch Stiftung.

Unter dem Motto „Von Unterschieden profitieren – Gemeinsamkeiten entwickeln“ soll die Berufs- und Lehrerbildung weiter profiliert werden. Den Auftakt des „Ost-West-Bildungsdialoges“ bildet eine Veranstaltung am 8. und 9. Dezember dieses Jahres im Dresdener Hygienemuseum. Im Jahr 2004 sollen verschiedene weitere Aktivitäten folgen.

#### Informationen:

Robert Bosch Stiftung, Jürgen Krauth, Tel.: (07 11) 4 60 84 77, E-Mail: [juergen.krauth@bosch-stiftung.de](mailto:juergen.krauth@bosch-stiftung.de)

Die Beiträge, die in der Fachzeitschrift „Heilberufe“ zum Bildungsdialog erscheinen, können auch im Internet unter [www.heilberufe-online.de](http://www.heilberufe-online.de), Rubrik Kontext, nachgelesen werden.



Und dann wurde aus dem „Märchen“ Wirklichkeit?

**Ursula Oelßner:** Nicht in jedem Fall. Zunächst kam eine wirklich harte Aufbauarbeit. Es zeigte sich, dass die Schule andere Ausgangsvoraussetzungen hatte, als ich dachte, wobei ich aber einige Anknüpfungspunkte fand. Die Schule hatte sich lange Zeit in der Trägerschaft der Herrenberger Schwesternschaft befunden und somit war sie doch auch stark konfessionell geprägt, mit allen Vor- und Nachteilen. Dafür hatte ich aufgrund meiner eigenen Biografie ein Gespür, wusste, worauf Wert gelegt wurde. Aber zugleich kannte ich inzwischen aus Berlin etwas anderes und das wollte ich auch nicht mehr aufgeben. Mir war und ist eine erwachsenengerechte Ausbildung ebenso wichtig, wie Menschen für diesen Beruf zu gewinnen, die kritisch-konstruktiv denken. Gerade in diesem Beruf, der auch eine solche gesellschaftliche Brisanz hat und in dem man mit so vielen unterschiedlichen Menschen in Berührung kommt, muss man sich durchbeißen, gut argumentieren können und sich nicht überall anpassen und unterordnen. Mit diesem Ziel bin ich hier angetreten und es war zunächst keine einfache Zeit. Aber so schwer es war, so wichtig war es, dabei zu bleiben und von seinen Ansprüchen nicht abzurücken. Und hierbei, so muss ich sagen, haben mir die Erfahrungen aus der DDR geholfen, sich nicht durch Schwierigkeiten vom Weg abbringen zu lassen, sondern Ausdauer zu haben, kreativ zu sein und konsequent zu bleiben.

Das gilt sowohl für die Ausdauer bei der Planung und Verhandlung von ausbildungsförderlichen Rahmenbedingungen als auch für die Entwicklung der Schulorganisation und der inhaltlichen Gestaltung. Heute gibt es am Robert-Bosch-Krankenhaus eine Modellschule für integrative Pflegeausbildung und weitere innovative Schulprojekte, die auf eine kontinuierliche Verbesserung der Ausbildungsqualität zielen. Dies alles ist sowohl das Verdienst des Krankenhauses und der Robert Bosch Stiftung, dem Schulträger, als auch eines ausgesprochen motivierten und engagierten Schulteams.

Wenn Sie beide Seiten Deutschlands heute miteinander vergleichen: Sehen Sie in der Schullandschaft noch Unterschiede zwischen Ost und West?

**Ursula Oelßner:** Ich denke, zwischen den kleinen Schulen, die – wie zum Beispiel die Schule am Weimarer Sophienhaus – an konfessionelle Häuser gebunden sind, und den kleinen Schulen hier gibt es gar keine Unterschiede mehr. Von diesen Schulen abgesehen, bestehen aber ganz klare Unterschiede in der Struktur und Größe, wobei es auch hier bereits eine Annäherung gibt: Dort die großen Berufsfachschulen, die sich erhalten konnten, hier die Tendenz, Verbundschulzentren zu bilden, mit ähnlicher Größe. Allerdings bin ich mir noch nicht so sicher, welche Größe die optimale ist. Vielleicht ist der Weg, den

man jetzt hier mit Bildungszentren für bis zu 250 Auszubildende versucht zu gehen, ein vernünftiger.

Ich denke, dass sich vieles schon angenähert hat. Schwer einschätzen kann ich, inwieweit die Ausbildung in den neuen Ländern immer noch stark naturwissenschaftlich geprägt ist. Früher in der DDR war sie sehr medizinisch, wenig sozialwissenschaftlich orientiert, während es hier in den alten Ländern meiner Erfahrung nach genau anders herum war und ist. Hier fehlt mir manchmal der naturwissenschaftliche Hintergrund, vieles wird über die Psyche, die Persönlichkeit und Beziehungen erklärt. In dieser Hinsicht könnten beide Seiten sicher noch von einem Austausch profitieren, zum Beispiel bei der gemeinsamen Weiterentwicklung der Pflegewissenschaft.

Sehen Sie eine Chance, dass das neue Krankenpflegegesetz diese Auseinandersetzung fördert?

**Ursula Oelßner:** Ganz klar: ja. Aber ein Gesetz allein macht es nicht. Entscheidend ist, was in den Köpfen der Menschen passiert, was sie denken, welche Kultur sie vertreten. Ich vermute einfach, dass das Moment der Beziehung und damit psychosoziales Fachwissen in Westdeutschland sehr viel stärker verankert sind, was einfach auch mit der Tradition der Pflegeausbildung zu tun hat, mit den Weiterbildungsmöglichkeiten und den Studiengangskonzeptionen für angehende Pflegelehrer. Der Studiengang

in Berlin hatte damals nun einmal einen großen naturwissenschaftlichen Anteil. Das hat mir nicht geschadet, ich habe das sehr genossen, aber es war mir eben auch nicht genug.

Aus meiner Sicht ist es entscheidend, dass das neue Krankenpflegegesetz Diskurse hervorruft über Inhalte überhaupt, nach dem Motto „Pflege neu denken“, wie es die Zukunftswerkstatt der Robert Bosch Stiftung angeregt hat. Ich hoffe, dass sich nicht alle gleich in den Lernfelderdiskussionen verfangen, sondern sich mehr Zeit geben, um über Kompetenzen und Inhalte nachzudenken. Aber ich befürchte – und das sehe ich auch in Baden-Württemberg –, dass sehr schnell ein Rahmenlehrplan gestrickt wird, nur damit alle irgendwie handlungsfähig sind. Das halte ich für kontraproduktiv.

Jetzt ist eine Übergangszeit ganz wichtig. Pflegeinhalte müssen nicht nur an Hochschulen, sondern auch an der Basis, an den Pflegeschulen und vor allem mit der Pflegepraxis, neu diskutiert werden. Ein Ost-West-Dialog zu diesem Thema ist sicher interessant. Er bietet die Chance, gemeinsam zu schauen, wo wir, bezogen auf das Pflegeverständnis und das berufspädagogische Verständnis, heute stehen und voneinander lernen können. Eine inhaltliche Diskussion zur Zukunft der Pflege und Pflegeausbildung braucht das ganze Land.

Ich wünsche Ihnen für Ihren weiteren Weg viel Erfolg. ◆

## „Eine inhaltliche Diskussion braucht das ganze Land“

Anzeige